Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Strantz, Kurd von: Politische Reisebetrachtungen aus dem Süden : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Zum Schluß erhob sich noch Scherer, Rechtsanwalt beim Reichsgericht, der schlankweg „die gegenwärtige Art des Strafvollzugs als durchaus zweckentsprechend" bezeichnete und daran die Bemerkung knüpfte, „der Strafzweck könne durch die Deportation auch nicht annähernd gleichwertig erreicht werden." Darauf schloß sich die Plenarversammlung mit großer Majorität dem ablehnenden Beschlusse der Abteilung an.

Über die Bedeutung dieser beiden Voten kann ich mich kurz fassen. Aus dem Verlaufe des diesjährigen deutschen Juristentages zu Posen geht hervor, daß die so überaus wichtige und schwierige Frage der Deportation in durchaus ungenügender*) Weise — um nicht einen schärfern Ausdruck zu gebrauchen — behandelt worden ist. Auf die starke Majorität der Gegner, die sich bei der Abstimmung herausstellte, wird kein besondres Gewicht zu legen sein, wenn man bedenkt, von welchen Zufälligkeiten der Besuch solcher Wanderversammlungen abhängt. Nur sehr wenige der Herren Juristen, die in Posen über die Deportationsfrage zu Gericht gesessen haben, werden, wenn sie der Wahrheit die Ehre geben wollen, behaupten können, daß sie sich vorher mit dieser dem Gebiete der Kriminal-, Kolonial- und Sozialpolitik angehörigen, recht schwierigen Frage eingehend beschäftigt haben. Ist dem aber so, so ist auch durch die Posener Abstimmung die Deportationsfrage noch nicht, wie einige der Deportation feindliche Blätter naiv genug waren zu behaupten, aus der Welt geschafft worden.

Die Deportationsidee ist an sich zu gesund; sie wird sich trotz des Votums in Posen und trotz des augenblicklichen Widerspruchs einflußreicher Gegner bonae et malae fidei zur Wirklichkeit durchringen zum Nutzen und Frommen des deutschen Vaterlandes.

Politische Reisebetrachtungen aus dem deutschen Süden

(Schluß)

Freiburg, die Schöpfung Bertholds von Zähringen, des letzten großen Alemannenherzogs, bietet ein passendes Beispiel für die Folgen dieser Knechtschaft in der Sprache. In der armen Unterstadt, wo die Arbeiter wohnen, hält man an der trauten Sprache der Heimat fest; die höhern Stände, die in der Oberstadt wohnen, sprechen natürlich das entsetzliche Schweizer-Französisch, dem

*) Wir müssen leider sagen: in ganz oberflächlicher und unwürdiger Weise! Die Red.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man sofort anmerkt, daß es übersetzt und nicht gedacht ist. Mit Recht scheut sich jedes deutsche Haus, eine französische Bonne aus der Schweiz zu nehmen, wo man bloß in Genf aus dem oben angeführten Grunde ein reines Französisch spricht. Erfreulicherweise in nationaler Beziehung verschlechtert sich das Genfer Französisch immer mehr, da die stetig wachsende deutsche Einwanderung, auch aus dem Reiche, das eingeborne französische Element zurückdrängt. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in den andern Verkehrsmittelpunkten der sogenannten französischen Schweiz. Natürlich lernt der deutsche Eindringling geflissentlich die fremde Sprache, womit er andern freilich keinen besondern Ohrenschmaus bereitet. Ich habe in Genfer Läden absichtlich Deutsch gesprochen und fast nie einen wirklichen französischen Verkäufer getroffen. Daß die Schweizer Läden bis in die kleinsten Dörfer, wo nie ein französisches Auge hingeblickt hat, mit französischen Aufschriften bedeckt sind, ist übrigens Berlin und den deutschen Bädern gegenüber gar nicht zu verwundern. Freilich vergißt der Schweizer leider selbst darüber die heimischen Bezeichnungen. Weder in England noch in Frankreich und Italien findet man an Orten, wo erfahrungsmäßig Deutsche zahlreich verkehren, deutsche Anschläge. Wir haben den Beweis geliefert, daß auch in der Schweiz nicht das Bedürfnis, sondern die klägliche Fremdenliebe, Deutschlands schlimmste Unart, die Ursache des dauernden Fortschritts der französischen Sprache ist.

Im Kriegsfall ist eine einheitliche Befehlssprache geboten, und die deutsche natürlich als solche gegeben. Freilich wird im Frieden eigentümlich hierfür vorgesorgt. Auf dem Schießplatz am Wallensee ist der Kommandant ein französischer Schweizer, der seinen dienstlichen Standort seit Jahrzehnten in Zürich hat. Mit Recht hat er es unter seiner Würde gehalten, ordentlich Deutsch zu lernen, obschon seine Vorfahren natürlich, wie die ganze Schweiz, Deutsche waren. Infolgedessen wird von seinen Kameraden bei den Übungen ebenfalls aus deutscher Höflichkeit französisch gesprochen, obschon vielleicht die Verständlichkeit des Vortrages bei manchen Offizieren sehr darunter leiden mag. In den Bundesversammlungen spricht natürlich der Abgeordnete der sogenannten französischen Kantone französisch, auch wenn er des Deutschen mächtig, und obwohl die Sprache der Zentralgewalt deutsch ist. Warum duldet man nicht, daß der Graubündner romanisch und der Tessiner italienisch spricht? Der deutsche Schweizer ist so sprachgewandt, daß er jede fremde Sprache lieber als seine verdorbne heimatliche Mundart hört. In Davos war ich Ohrenzeuge des folgenden militärischen Idylls. Ein Hauptmann ruft einen ihm genau bekannten Soldaten französisch an, und er antwortet französisch. Nach diesem dienstlichen Zwiegespräch reden beide schwyzerdütsch weiter, wie dies ihrer Herkunft geziemt. Ein jüngerer Offizier spricht italienisch mit einem romanischen Graubündner, was dieser natürlich nur unvollkommen versteht. Die Folge ist die Fortsetzung in deutscher Sprache. Solche Dinge kann man täglich in der

deutschen Schweiz erleben. Wirklich scheint jedes nationale Ehrgefühl im Schweizer erstorben zu sein, dessen Ahnen für die deutsche Freiheit gegen Burgunder und Franzosen stritten und ihr Leben ließen. Heuer soll in Neuenburg das Bundesschießen abgehalten werden. In allen Ortschaften der deutschen Schweiz hängt eine französische Bekanntmachung aus. Würde es in einer deutschen Stadt gefeiert, würde man natürlich nicht wagen, deutsche Anschläge nach Neuenburg zu senden.

Unter dem Vorwande der Gleichberechtigung der französischen und der italienischen Minderheit wird die deutsche Sprache geknechtet und zurückgedrängt. Italienisch erklimmt schon den Alpenkamm. Auf dem Simpeln und dem Gotthard hört man schon italienische Laute, während einst noch am Langensee deutsch gesprochen wurde. Auch in der Schweiz wie in Elsaß-Lothringen hat erst die französische Revolution das Deutschtum bedrängt. Das Wahnbild der französischen Freiheit, die beiden kerndeutschen Landen die Knechtschaft brachte, hat das nationale Empfinden zu Gunsten politischer Ideale so geschwächt, daß der Geschichtsirrtum der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit, der zum blutigen Cäsarentum führte, in diesen Landschaften noch heute als bare Münze angesehen wird und zum beispiellosen Erfolge des französischen Unterdrückers auch nach dessen wiederholten Niederlagen beigetragen hat. Die Schweizer Demokratie feiert die französische Schwesterrepublik, obschon nur Deutschland seine Alpentochter vor der Begehrlichkeit des westlichen Nachbarn schützt. Einig mit den deutschen Gesinnungsgenossen schwärmt sie freilich für den Juden Dreyfus, ohne daß diese Empfindsamkeit ihrer Liebe für die grande nation Abbruch thäte. Während man anderwärts in Begeisterung von der Schweizer Freiheit des Mittelalters bis zur Franzosenzeit redet, ahnt man wohl nicht, daß diese in einer starren aristokratischen Herrschaft der Urkantone bestand. Freilich gebührt dem Vorort Bern das Verdienst, daß er sich seiner nationalen Sendung an den Ufern des Genfer- wie des Langensees, wo die Unterthanenlande lagen, immer bewußt gewesen ist. Bis dahin wurde die ganze Schweiz deutsch verwaltet, und das begehrliche Franzosentum blieb auf seine Heimat Genf beschränkt. Preußen schaltete in Neuenburg in nationalem Unverstande freilich anders und hat auch die Folgen dieser Gleichgiltigkeit gegen das eigne Volkstum mit dem Verluste des schönen Fürstentums zu bezahlen gehabt.

Selbst die schweizerischen Preußenhasser, und es sind dies alle Schweizer, haben bei der Jubelfeier des Neuenburger Aufstands dem preußischen Könige für sein damaliges Verhalten keinen Vorwurf machen können. Nur wir Deutschen müssen seine Schwäche beklagen, die wir freilich dem todkranken Schwärmer auf dem Throne verzeihen. Das Deutsche Reich aber hat eine schwere Einbuße durch den preußischen Verzicht erlitten; ein wieder verdeutschtes Neuenburg gäbe auch dem Volkstum der Schweizer einen festen Halt zum Widerstande gegen französische Aneignungsgelüste. Ein schwaches Deutschland, von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frankreich besiegt, würde den Untergang der Schweiz bedeuten, die dem Schicksal, eine französische Provinz zu werden, nicht entgehen würde. Deutschland bedroht niemals die Freiheit seiner entarteten Tochter, und im deutschen Bundesstaat bliebe auch im Falle der Wiedervereinigung die innere Selbständigkeit der Schweiz gewahrt. Nach außen macht die Schweiz wohl selbst nicht den Anspruch auf eine unabhängige Politik. Die Zeit dieser Kleinstaaten ist vorüber, wo schon ein Mittelstaat wie Spanien grundlos oder doch unter falschem Vorwande von der amerikanischen Großmacht überfallen werden konnte, ohne daß sich eine Hand zu seinem Schutze rührte. Bei einem europäischen Kriege wäre das Schicksal der Schweiz sicher ganz ähnlich. Ihr Milizsystem wird sie bei aller Schießtüchtigkeit nicht vor dem Verderben bewahren. Oder hofft sie vielleicht auf die Einmischung Englands als Garantiemacht? Je mehr sie ihren deutschen Ursprung verleugnet, um so sicherer wird sie Frankreichs Beute und fordert Deutschlands Mitwirkung zum Schutze des eignen und des gemeinsamen Volkstums heraus. Preußen hat Belgien noch 1869 vor der französischen Besetzung gerettet; die Schweiz kann leicht in eine ähnliche Lage geraten.

Sind wir den unerfreulichen Spuren nationaler Würdelosigkeit bisher nachgegangen, so dürfen wir auch der Lichtseiten im Bilde dieser Schweizer Eidgenossen nicht vergessen, die uns an der deutschen Lebenskraft des schönen Alpenlandes nicht verzweifeln lassen. Der häufig lächerliche und doch politisch folgenschwere Kantönligeist findet im Mutterland an dem verderblichen Sondersinn der deutschen Landschaften, ja selbst der Parteien sein würdiges Gegenstück. Im monarchischen Deutschland mit seiner Kleinstaaterei erscheint diese bedauerliche Zerrissenheit verständlich. Aber wie ist sie mit der Gleichmacherei der Schweizer Demokratie in Einklang zu bringen, wo bleibt die einheitliche Volksherrschaft? Dieser Sondergeist ist ein aristokratischer Bursche, der eben die Volkssouveränität des alles nivellirenden Einheitsstaates nicht anerkennt. Regiert etwa das Volk in den Kantonen? Nein, noch giebt es führende Familien, wie einst die stolzen Berner und Luzerner Ratsgeschlechter und der Graubündner Adel. Ja die Schweizer Patrizier haben ihre Rolle noch nicht ausgespielt. Nur haben sie neue Emporkömmlinge unter sich aufnehmen müssen. Ach und wie reizend deutsch ist in seiner ganzen Lächerlichkeit diese undemokratische Titelsucht vom Gemeindeschreiber aufwärts bis zum Ständerat! Wer vor einem Menschenalter einmal eine Würde bekleidet hat, nennt sich noch jetzt stolz Altammann u. s. w. Der alte Heldengeist der Schweizer ist noch nicht erloschen. Die mittelalterlichen Landsknechte und die fürstlichen Leibgarden haben, wenn auch im fremden Solde, die stolze Überlieferung der Schweizer Wehrhaftigkeit bis in die Gegenwart erhalten. Freilich fehlt der Scherz hierbei auch nicht. Kein Jugendfest, kein Musikfest, kein Schießen und keine sonstige Feier, die fast allsonntäglich begangen werden, ohne daß die eidgenössische Miliz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

feldmarschmäßig erscheint. Abends macht es dann einen heitern Eindruck, wenn der Vaterlandsverteidiger in dem etwas umständlichen Waffenschmuck feuchtfröhlich im Zickzack durch die Gassen schwankt. Der deutsche Soldat pflegt sich den Freuden des Lebens ohne Gepäck und Gewehr hinzugeben. Aber fraglos liegt ein gewisser Ernst im heitern Spiele, denn der Vorgang zeigt die in Fleisch und Blut übergegangne Waffenfreudigkeit.

Die Mannszucht ist ja gewöhnlich in solchen Freistaaten nicht gerade eine Stärke des Heeres. Es erscheint daher glaubwürdig, daß ein hervorragend tüchtiger Waffenchef schließlich in den Ruhestand hat treten müssen, weil seine strenge Disziplin seinen Untergebnen mißfiel, und er selbst es bezeichnenderweise am Gehorsam gegen den hohen Bundesrat fehlen ließ. Die Wirksamkeit eines solchen demokratischen Hofkriegsrats hat sich ja neulich am lieblichsten in Washington geäußert. Es ist kaum anzunehmen, daß sich der Schweizer Genosse im Kriegsfalle klüger benehmen wird, wenn das Schweizer Offizierkorps auch gar nicht mit den elenden Freiwilligenscharen Bruder Jonathans zu vergleichen ist. Das deutsche und das französische Vorbild regt doch zu sehr zur Nacheiferung an, verführt vielleicht sogar zu übertriebner Nachahmung, was den bescheidnern Anforderungen der Schweizer Landesverteidigung nicht entspricht. Das Kriegskleid des Schweizer Heeres ist übrigens die alte württembergische Uniform nach preußischem Schnitt; das Käppi mehr der preußische Jägertschako als die österreichische Kopfbekleidung. Aber die Kavalleriemütze ist französisch. Es wäre ja auch schade, wenn man außer der sehr praktischen Pelerine, dem französischen Revanchemäntelchen, nichts Französisches trüge; der Schweizer Soldat würde trotzdem mit Entrüstung die Behauptung zurückweisen, daß er nach deutscher Art gekleidet sei.

Ein Unterschied besteht zwischen dem schweizerischen Freistaat und den von ihm so geliebten großen Schwesterrepubliken Frankreich und Nordamerika, von den sonstigen amerikanischen Raubstaaten ganz zu schweigen. Ist in Frankreich die verhüllte Bestechlichkeit und in der Union der offne Ämterschacher und Stimmenkauf an der Tagesordnung, so hat sich die Schweiz sowohl in ihrer aristokratischen Staatsform der frühern Jahrhunderte wie auch in ihrer jetzigen demokratischen Verfassung von diesem Fluche der Freistaaten völlig rein erhalten. Es herrscht in der Schweiz eine strenge und gerechte Verwaltung. Die Furcht vor dem souveränen Volk mag manchmal kräftige Maßnahmen lähmen oder abschwächen, wie bei dem verspäteten Eingreifen in der revolutionären Italienersache. Aber schließlich gewinnt bei der Regierung doch der gesunde Menschenverstand die Oberhand. Die Bundesgewalt ist ja schwach: aber dürfen wir über diesen Mangel spotten? Es macht sich jedoch auch hier ein Rückschlag wider den Kantönligeist geltend. Die Staatseinheit tritt mehr in den Vordergrund. Der Bund ist im Begriffe, sämtliche Eisenbahnen zu erwerben und erweitert auch sonst seine Zuständigkeit. Die Ordnung des Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sicherungswesens nach deutschem Muster, aber auch auf dem Gebiete der Privatunternehmung, ist tadellos und kein schlechtes Vorbild für den bisherigen deutschen Lehrmeister.

Das barsche Wesen, um nicht zu sagen die Grobheit der Schweizer sticht freilich von der sonstigen süddeutschen Lebensart ab; aber der Altbayer kann sich an Rauheit in den Umgangsformen wohl mit dem alemannischen Schweizer messen. Beide pflegen eben eine etwas andre Art von Gemütlichkeit und gewinnen dafür bei näherm Verkehr. Zuverlässigkeit und Treue sind Merkmale ihres Wesens. Wir finden also überall noch die unverfälschten deutschen Züge. Denn in der Westschweiz ist die gewohnte französische Höflichkeit ebenso wenig zu finden. Erst die Fremde schleift den Schweizer ab, wie man im Auslande beobachten kann. Zum Schluß drängt sich uns eine Erscheinung auf, die darthut, daß das schwächliche Nationalgefühl freilich eine deutsche Eigentümlichkeit ist. In den Schweizer Fremdenlisten finden sich nur wenig Franzosen, dagegen häufig genug Mr. und Mdme. mit französischen Begleitworten. Deutsche Elsässer aus den Reichslanden sind die würdigen Träger dieser Bezeichnungen, denen sich nach dem Vorbilde der ungarischen Glaubensgenossen die elsässischen Juden zugesellen. Daher hört man gerade in der stammverwandten Schweiz von dem Mißerfolge der Verdeutschung Elsaß-Lothringens sprechen. Der Deutsche muß hier wie dort auf dem gemeinschaftlichen alemannischen Boden mit Gewalt zur Erkenntnis seines angestammten Volkstums gebracht werden, wie auch im bajuvarischen Österreich nur die nationale Not den deutschen Michel aus seiner Gleichgiltigkeit aufgerüttelt hat.

Wenn auch die Presse leider nur selten der Ausdruck der thatsächlichen öffentlichen Meinung ist, so muß man doch zugeben, daß die deutsch-schweizerischen Zeitungen nur allzu getreu die Vernachlässigung der Muttersprache und die Hochachtung vor der welschen Mundart wiederspiegeln, obschon ihr Deutsch nicht schlechter als das traurige Zeitungsdeutsch im Reiche ist. Ein Züricher Blatt, das sonst nicht ganz ohne nationale Anwandlungen ist, stellt die deutschnationale Bewegung des Alldeutschen Verbandes im Reiche zunächst mit dem Antisemitismus auf eine Stufe und sieht der andauernden Verwelschung der Schweiz ohne Schamgefühl zu. Es bedauert ausdrücklich, daß Hunzikers Schrift, die Schweiz, die diesen Gegenstand wissenschaftlich und daher allzu kühl behandelt, unter die Flugblätter des gedachten Vereins aufgenommen ist. Hunziker stellt bloß Thatsachen der Sprache ohne politische Schlußfolgerungen fest. Wir Deutschen sind dagegen wohl berechtigt, die systematische Französirung der Schweiz politisch zu betrachten und die Haltung der obern Stände der deutschen Schweiz eindringlichst zu verurteilen. Der Deutschschweizer handelt einfach volksverräterisch, wenn er fortfährt, in dieser schmählichen Weise sein Volkstum preiszugeben. Die reindeutsche Schweiz ist schon jetzt zweisprachig, die französische Minderheit hat also den deutschen Grund-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stock der Eidgenossenschaft schon jetzt besiegt und sich zur ebenbürtigen Nebenbuhlerin aufgeschwungen. Es sei nochmals betont, daß der Fremdenverkehr nicht der Anlaß ist. Sonst müßte Englisch die Rolle des Französischen spielen. Der wirkliche Franzose ist ein seltner Gast in den Alpen; selbst im eignen Lande, wie in Chamounix, ist er nur ein kleiner Bruchteil der Touristen. Besonders aber auf Reisen befleißigt sich der bessere deutsche Schweizer der französischen Sprache, ohne sich der Lächerlichkeit dieses Vornehmthuns bewußt zu werden. Er hält dieses Gebaren anscheinend für den Gipfel der Bildung.

Die erwähnte Züricher Zeitung hält es für angemessen, eine größere Pflege der Muttersprache zu empfehlen, verwahrt sich aber ausdrücklich dagegen, einer Einschränkung der französischen Sprache das Wort reden zu wollen. Die rein nationale Haltung des Alldeutschen Verbandes weist sie als freche teutonische Anmaßung, gleich einem französischen Revancheblatt, zurück. Die Folge dieser vaterlandslosen Gesinnung der Eidgenossen, deren deutsches Schwert ihr berechtigter Stolz seit Jahrhunderten gewesen ist, zeigt sich auch immer deutlicher. Die gehorsame Schwesterrepublik feiert nämlich in Bern artig das französische Nationalfest mit, das die dortige französische Gesellschaft veranstaltet. Die Ironie des Schicksals will es, daß der Vorsitzende dieses französischen Hilfsvereins der Urfranzose Lämmle ist, als tüchtiger Renegat natürlich Mr. Lämmlé geschrieben. Die Hauptrede hielt der Sekretär des internationalen Postbureaus, ebenfalls ein Deutscher. Mit schweizerischem Takt hat er sich trotz seiner neutralen amtlichen Stellung als besondrer Franzosenfreund aufgespielt. Das kluge Frankreich weiß freilich auch solche Thaten der Selbstverleugnung theatralisch zu belohnen. Der Präsident Felix Faure hat zum diesjährigen Bundesschießen einen wertvollen Ehrenpreis gestiftet, der auf der Scheibe „Vaterland" ausgeschossen wird. Man betrachtet bei solcher Franzosenliebe wohl nicht ohne Genugthuung die französische Republik, der die Schweiz schon einmal zum Opfer gefallen ist, als das zweite Vaterland. Vielleicht ist es nützlich, daran zu erinnern, daß nur Deutschland Napoleon später besiegt und damit auch die Schweiz gerettet hat. Die Schweiz war Kriegsbeute der Verbündeten, und bloß die gänzliche nationale Gleichgiltigkeit der damaligen deutschen Regierungen hat die Aufnahme der Schweiz in den deutschen Bund verhindert, womit die alte Schuld des Reichs an der Eidgenossenschaft gesühnt gewesen wäre. Freilich war es bloß eine Unterlassungssünde, daß das Reich sich seit Jahrhunderten nicht mehr um sein Alpenkind bekümmert hat. Indessen ein Kanton hat bis zur Reichsauflösung zu den Reichsständen gehört. Dies ist Basel, das jetzt in zwei Halbkantone geteilt ist. Die alte Reichsstadt Basel ist noch voll stolzer Erinnerungen an diese für sie ruhmreiche Zeit. Alte Bilder zeigen den Glanz der Bauten der Renaissance, die leider die Zeit der französischen Vorherrschaft im vorigen Jahrhundert hat vom Boden verschwinden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen. Aber gerade diese urdeutsche Stadt ist die schlimmste abtrünnige geworden. Wieder rings von deutschem Gebiet umschlossen, sucht sie ihren Ruhm in französischer Vergötterung, und würdig ist auch ihr Lohn gewesen. Die Vollblutfranzosen der doch sicherlich französischen Stadt Straßburg, die natürlich nie im deutschen Volksliede verherrlicht worden ist, haben ihr mit französischer Inschrift ein schönes Denkmal geschenkt. Man sieht dort mit Rührung, wie das wehrhafte Basel das schutzsuchende Elsaß, eine Jungfrau mit der bekannten Kopfschleife, gegen irgend einen Feind mit dem Schilde schirmt. Darunter steht die Jahreszahl 1870. Meine Geschichtskunde kennt diesen Vorgang nicht, er bedarf auch keiner Erläuterung. Vielleicht dient das Denkmal später einmal als Merkzeichen für den deutschen Michel, um ihm seine nationale Schande im Bilde vor Augen zu führen. Die Elsässer Renegaten sind ihrer schweizerischen Landsleute würdig. Basels Reichtum beruht auf der Verbindung mit Deutschland. Die Ausfuhr seiner Seidenbänder geht lediglich ins Reich. So stattet der deutsche Schweizer seinem großen Mutterlande seinen Dank ab. Während gerade in Basel und bis Zürich ostwärts, also in der wirtschaftlich allein bedeutenden Gegend der Schweiz, deutsches Geld befruchtend umläuft, gehört natürlich die Schweiz zum lateinischen Münzverband. Infolgedessen sieht man fast bloß französisches Gold und italienisches Silber. Schweizer Münzen beschränken sich auf die Nickel. Frankreich hat mit Vorbedacht Belgien und die Schweiz in den Münzbund aufgenommen und kein Hehl daraus gemacht, daß es diese Gemeinschaft als Mittel zur Angliederung ansähe. Deutschland hat 1870 diese Absicht zerstört. Basel hat dafür im Straßburger Denkmal die Erkenntlichkeit der alten Reichsstadt sinnig bewiesen.*)

Obschon in Zürich noch an vielen Stellen der alte Reichsadler prangt, wie auch noch in den alten Landstädten an den Sitzen der kaiserlichen Vogteien, ist auch das dortige schöne Landesmuseum der sogar ungesetzlichen Zwiesprachigkeit zum Opfer gefallen, selbst wo es sich um Altertümer des deutschen Kantons Zürich handelt. Abgesehen von England ist der deutsche Fremde die Milchkuh des Schweizers, und Deutschland hat die Schweizer Bahnen finanziell ermöglicht, wie auch die Industrie mit Geldmitteln ausgerüstet. Vielleicht könnte doch auch unser Nationalgefühl zum Schaden der Schweizer empfindlich

*) Bismarck hat selbst in einer jüngst bekannt gewordnen Mitteilung bestätigt, daß die Franzosen sogar nach der Reichsgründung ihre Hoffnung auf die französirte Westschweiz nicht aufgegeben haben. Ein nichtoffizieller Unterhändler der Regierung hat in den siebziger Jahren, als Deutschlands Übergewicht dank der russischen Freundschaft und Frankreichs Vereinsamung dieses noch völlig niederdrückte, dem Reichskanzler das Anerbieten der Teilung der Schweiz gemacht, wobei Italien den Tessin und Österreich Graubünden, vielleicht sogar mit dem Veltlin erhalten sollten. Dafür wollte Frankreich auch endgiltig auf Elsaß-Lothringen verzichten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden und sie am eignen Geldbeutel treffen, wo sie sicherlich am schmerzlichsten berührt werden.

Der Kern des Übels der Fremdländerei in der Schweiz sind unzweifelhaft die waadtländischen Bestrebungen, die vor hundert Jahren mit dem Verrat der Unterthanenlande der Waadt einsetzten und unter dem Deckmantel des Kampfes für die politische Freiheit einfach auf die Einverleibung in die französische Republik hinzielten. Beim Wiener Kongreß wiederholten diese Französlinge unter der Führung Laharpes, des Günstlings des Zaren, das alte Spiel. Um die Selbständigkeit der Waadt zu erreichen, gaben sie leichten Herzens das Veltlin an Österreich preis. Worms und Kleven (Bormio und Chiavenna) wurden dadurch italienisch, während sie sich als Graubündische Vogteien leidlich deutsch erhalten hatten. Bei der größern geistigen Regsamkeit der französischen Schweizer gegenüber den plumpern und wenig förmlichen Deutschschweizern haben die ersten besonders seit der Unterdrückung des katholisch-konservativen Sonderbundes die politische Führung der Schweiz übernommen und herrschen in der Regierung trotz ihrer absoluten Minderzahl unverhältnismäßig vor. Dieser Thatsache entspricht auch die anmaßende Absicht, sogar gesetzlich die Mitwirkung einer bestimmten Anzahl romanischer Stimmen über den zahlenmäßigen Anspruch hinaus in der Bundesverwaltung festzusetzen, um sodann dauernd das Heft in der Hand zu behalten. Der deutsche Michel wird sich schließlich auch diesem Übermut, der als Forderung der Billigkeit heuchlerisch dargestellt wird, gedankenlos fügen, und dann ist der französische Sieg entschieden. Ein neuer Volksverrat kann widerstandslos das kleine Land hierauf Frankreich überliefern, wenn nicht Deutschland solches wieder, wie vor fast einem Jahrhundert, hindert.

Waren schon die Schweizer Trabanten die treueste Leibwache des französischen Königs, so betrachteten das Kaisertum und die Republik das einst auf seine deutsche Freiheit so stolze Alpenland ebenfalls als einen halb abhängigen Staat gleich der belgischen Mißgeburt. Als der Wiener Kongreß auch die diplomatischen Rangabstufungen endgiltig festsetzte, erhielt der Chef der französischen Mission in Bern Botschafterrang und ist somit der ständige Doyen des diplomatischen Korps. Er erscheint demgemäß immer an der Spitze der fremden Diplomaten und nimmt schon äußerlich die erste Stelle ein. Die beweglichen Waadtländer spielten zumal als französische Plaudrer gleich nach der Umformung der Eidgenossenschaft in den modernen Staat die erste Rolle, und die Berner Patrizier äfften ihren schlimmsten Widersachern im Gebrauche der welschen Mundart weiter nach. Die auswärtige Politik liegt thatsächlich in französischer Hand, und der französische Botschafter behandelt diese vermummten deutschen Schweizer geschickt als ebenbürtige republikanische Genossen. Es ist wohl kein Zufall, daß der eben neu ernannte französische Botschafter bisher Direktor der politischen Abteilung des auswärtigen Ministeriums war,

also den wichtigsten Posten dieser Behörde einnahm. Bei Frankreich war die hohe Politik für die Besetzung des schweizerischen Botschafterpostens maßgebend; der deutsche Gesandte verfolgt, vielleicht leider, keine geheimen Nebenzwecke, wie sein französischer Amtsgenosse. Freilich erhält er auch nicht eine so wesentliche Unterstützung an der scheinbar privaten Propaganda der schon genannten alliance française, deren Hauptschlachtfeld bezeichnenderweise Belgien und die Schweiz sind. Sie ist ein Sprachverein zu dem ausgesprochnen Zwecke der Ausbreitung der französischen Sprache, also eine Kampfgenossenschaft in erster Reihe wider das hoch- und niederdeutsche Volkstum, während ähnliche deutsche Gesellschaften lediglich die Erhaltung unsrer Muttersprache zum Ziele haben, sich also in hart bedrängter Verteidigungsstellung befinden. Wir müssen freilich den Hut abnehmen vor dem reißenden Erfolge dieser alliance française, die aber auch in der Schweiz einen wohl vorbereiteten Boden findet. Wenn ein Gelehrter wie der deutschgesinnte Hunziker schon irrtümlich die sogenannte französische Schweiz als die alte Burgundergrenze annimmt und daher als frühzeitig romanisirt ansieht, so vergißt er eben, daß die alemannische Einwanderung bis an den Genfer See reichte und nur Genf burgundisch-französisch blieb. In den Augen der unwissenden Schweizer ist aber dank der waadtländischen Spiegelfechterei die Westschweiz ein französischer Brocken, den die große Schwesterrepublik nur aus Gnade und Barmherzigkeit der Eidgenossenschaft überlassen hat. Dafür ist sie natürlich zur unbedingten Gefolgschaft verbunden.

Wir müssen uns mit dieser harten Thatsache abfinden. Bloße Klagen helfen nichts, sondern nur Thaten. Wir müssen einfach denselben Weg wie die Franzosen einschlagen und unsre Volksgenossen, soweit sie noch nicht französirt sind, scharf gegen das Welschtum machen, wie auch die Vlamen endlich das französische Joch langsam aber erfolgreich abschütteln. Die französische Diplomatie ist die eifrige Helferin aller französirenden Bestrebungen unter dem Deckmantel harmloser Sprachvereine und Unterstützungskassen. Unsre auswärtige Vertretung ist leider hierzu weder ermächtigt, noch hat sie irgend welche Neigung verspürt, sich in den Dienst einer gebotnen nationalen Propaganda zu stellen, die bloß das arg bedrängte eigne Volkstum vor dem sichern Untergange retten will. Die unerfahrne Jugend unsers Reichs erklärt diese allzu korrekte Haltung. Preußen hat erst unter Bismarck deutsche Politik auch im Auslande treiben können; bis dahin mußte der preußische Ehrgeiz in nationaler Beziehung an den engen Grenzen des seligen Deutschen Bundes sein Genügen finden. Hoffentlich überwinden wir bald diese Kinderkrankheit.

Das alte Kulturland Frankreich, dessen Bevölkerung dauernd zurückgeht, füllt seine blutleeren Adern nicht nur mit frischem deutschen Saft, gleich dem alten Rom, sondern greift sogar über seine geschichtlichen Grenzen hinaus und macht auf unsre Kosten trotz der Niederlage von 1870/71 moralische Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oberungen, denen politische Erfolge fast schon jetzt gefolgt sind. Das Wort vom größern Deutschland und Alldeutschland klingt wie Hohn, wenn man dieses allmähliche, stille Vordringen unsers Erbfeindes sieht, das uns anscheinend weder national noch amtlich berührt. Eine solche Vogelstraußpolitik ist aber der geschichtlichen Sendung des neuerstandnen Reiches unwürdig. Das Deutsche Reich ist verpflichtet, der Hort alles Deutschtums zu sein, und hat diese Forderung für die Deutschen über See auch ausdrücklich ausgesprochen. Unmittelbar an unsern Grenzpfählen, im Herzen Europas dulden wir aber die geflissentliche Entfremdung deutscher Stämme von ihrem uralten Volkstum. Im Zeitalter der nationalen Staaten, wo selbst die kleinsten Volkssplitter nationale Beachtung verlangen, ist dieser Zustand unerhört. Der Deutsche ist langsamen Geistes, und sein nationales Gewissen muß erst noch geschärft werden. In dieser Erwartung wollen wir auch den Glauben nicht verlieren, daß auch für das Schweizer Volk die Stunde der Erlösung von der welschen Herrschaft bald schlägt.

Der nationalpolitische Himmel unsers deutschen Südens erscheint angesichts vorstehender Thatsachen nicht wolkenlos, ja zum Teil trostlos trübe. In Bayern ein Erstarken des Sondergeistes, in Tirol und der Schweiz das stetige Vordringen des Welschtums mit klerikaler und demokratischer Hilfe. Hirtenstab und Jakobinermütze in trautem Verein, um das angestammte deutsche Volkstum ins italienische und französische Joch unter der Herrschaft offiziell deutscher Regierungen zu spannen. Wir sehen das traurige, leider oft gesehene Schauspiel, daß der Deutsche vaterlandslos wider den Deutschen wütet. Nicht berechnende Bosheit, sondern nur die Schwäche des eignen Nationalgefühls sind die Triebfedern dieser antinationalen Bewegungen. Der Bayer wird in der Stunde der Gefahr jederzeit seine Pflicht als Deutscher erfüllen. Auch der Tiroler und der Schweizer glauben gute Deutsche zu sein. Aber der unselige, echt deutsche Sondergeist läßt überall den weiten Blick und das Zusammengehörigkeitsgefühl des großen deutschen Volksstammes vermissen, dessen Glieder wohl politisch getrennt, aber niemals dem eignen Volkstum entfremdet werden dürfen, solange noch ein Funke nationalen Ehrgefühls in deutschen Herzen glimmt.

Kurd von Strantz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG